

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Alles stand einen Moment regungslos vor dieser neuen Überraschung. Aber der Martin krümmte sich zusammen und holte zum Sprunge aus. Er wurde Augenblicklich von einem unüberwindlichen Haß ergriffen gegen diesen Menschen. Ein lang verhaltener Wutschrei entrang sich ihm: „Ah, — der — hat — mir — g'fehlt!“

Dann brach er los gleich einem verwundeten Wild. Mit einem kühnen Sprunge war er über dem Mühlbach und eilte laut schnaubend am Heimbodel hoch und seinem Widersacher nach.

„Martin!“ schrie die Lisbeth auf, „hilf, Himmel, — er bringt ihn um!“ Sie hatte seine großen gutmütigen Augen noch nie so unheimlich wild gesehen. Aber schon waren die beiden im Dickichte verschwunden.

Es vergingen bange Minuten. Die Lisbeth hatte sich mit dem Gottfriedle aufgerichtet, aber sie bebte am ganzen Körper, so daß der Deder-Andresel sie stützen mußte. Und der Hagmayer stand noch immer und hielt betauernd die Hand auf der Brust.

Da, nach kurzer Zeit, waren sie wieder zu sehen. Oben auf der Pachtung vor der Bahnlinie lag der helle Feuerschein, und da war der Martin dem Landstreicher dicht auf den Fersen.

Die Erregung der Dorfbewohner hatte sich aufs höchste gesteigert. Mit vorgebeugtem Oberkörper verharrten sie stumm und verfolgten jede Bewegung der beiden Männer. Es galt auf Leben und Tod. Man war sich's bewußt und eine nervöse Qual verzerrte die Gesichter. — Nur das Flammengeprassel war zu hören und das Krachen des Gebälges.

Jetzt hatte er ihn eingeholt! Jetzt mußten sie aneinander geraten! Da ereignete sich das Schauervolle:

Gleich einer zornigen Nemesis züchte die Eisenbahn aus dem Tunnel heraus. Und in demselben Augenblick hatte sich der Brennerpeter auf den Bahndamm geschwungen:

„Rätsch—tsch—tsch—tsch!“ ging sie über ihn hinweg. Der Strolch war gerichtet.

Ein hundertstimmiges Geschrei ging durch die Volksschreien. Der Brennerpeter war wieder da! Der Brennerpeter hat den Mühlhof angezündet! Der Brennerpeter, der Dorfklump, — der den Forstwächter erschossen hatte, der Erzhalunke, er hat sich vor die Räder der Eisenbahn geworfen! — Aber der Martin lebt. Man hat es deutlich gesehen, wie er zurückgetaumelt ist. Der Müllermarke, dem man bitteres Unrecht getan hat, den sie unschuldigerweis eingesperrt hatten! Der Müllermarke lebt!

Alles wartete auf Martins Zurückkommen. Alles schrie ihm entgegen.

Gleich und verfürzt wankte er zwischen den Tannen seinen Weg zurück. Er war wie zerschmettert von dem neuen Schicksalsstreich.

Die Eisenbahn hatte ihm sein Opfer abgejagt.

Ihm schwindelte jetzt bei dem Gedanken an seinen heißen und unbändigen Zorn und an seine furchterliche Absicht. Er blickte dankbar zum Himmel, der in zwischen eine satte Blutröte annahm. Wie froh und glücklich mußte er sich fühlen, daß ein Mächtiger ihm nun in den



Der Schauplatz des Donauübergangs bei Orsova. (Mit Text.)

Arm gefallen war. Daß ein Höherer dieses Gericht hatte auf sich genommen. Wie, — wenn er seinen verhassten Gegner, der ja alle Schuld trug an seiner großen Schmach, an seinem Unglück, — wenn er ihn an der Schulter erfasst hätte?! Wenn er ihn in bestimmungsloser Wut niedergedrungen, ihn mit seinen derben Händen erwürgt hätte?! Er fasste sich an die Stirne. Seine gereizten

Nerven gangelten ihm eine schmutzige Zelle, ein niederes, vergittertes Fenster vor, ein Leben in Elend und Schande.

Wie aus einem giftigen Nebel tauchte ein grausamer, unbarmherziger Gerichtshof auf. Häßliche Erinnerungen, viele kleine Schmähungen und Bitterkeiten legten sich dumpf um seine Schläfen. Gerade als er beim brennenden Mühlhof wieder ankam, stürzte sein Wohnhaus zusammen. Auch die inzwischen zu Hilfe geeilten Feuerwehrmänner aus den Nachbardörfern konnten nichts mehr retten.

Der Martin sah die aufgeregte Menschenmenge. Er hörte sie brüllen. Sein eigener Name gellte ihm hundertfach in den Ohren. Er fühlte sich matt. Seine Knie begannen zu zittern. Er sah noch die Lisbeth mit dem kleinen Gottfried auf sich zukommen. Wie ein Betrunkener taumelte er auf den Platz und brach zusammen.

Drei Tage lag Martin Ohnmächtig im Fieber. Sie hatten ihn in des Hagemayers Haus getragen. Der Hagemayerbauer und die Lisbeth hatten es so gewollt.

Täglich kam der Arzt. Es war ein leutseliger alter Herr, der mit den Bauern zu reden wußte und man hatte Vertrauen zu ihm. Aber das freundliche Greisenantlitz war ein ernster Schatten gegangen, als er den Kranken untersuchte. Martins Zustand war zweifellos bedenklich. Ein schlimmes Nervenfieber rüttelte an seiner zähen Natur.

Drei Tage und drei Nächte hatte die Lisbeth fast ununterbrochen am Lager ihres Mannes gesessen und auf jeden Atemzug geachtet, auf jedes Wort gehört, das der Kranke im Fieberwahn über die schäumenden Lippen brachte.

Sie kämpfte. Wie eine Verzweifelte kämpfte sie mit sich, mit ihren abnehmenden Kräften und — um ihn. Am vierten Tage hatte sie ihn dem Tod abgerungen.

Es war in der zweiten Morgenstunde. Die Lisbeth war, überwältigt von Müdigkeit und dem dumpfen Denken nach schlaflosen Nächten, auf einem Stuhl ein wenig eingenickt und hatte ihren Arm leicht auf Martins Bett gestützt. Ein leises Geräusch schreckte sie auf und nun bemerkte sie, daß der Martin die Augen aufgeschlagen hatte und sie groß und fragend ansah.

Sie legte ihm stillschweigend und mit zarter Sorgfalt die warmen Kissen zurecht und nach wenigen Minuten war der Kranke wieder eingeschlafen. Aber es war jetzt ein ruhiger, gleichmäßiger Genesungsschlaf. Und die Lisbeth wußte nun, daß das tödliche Fieber überwunden war, daß es seiner kräftigen Natur nichts anhaben konnte, — daß er ihr erhalten blieb.

Eigentlich stand in diesen ersten Tagen ganz Furtmühlbach um Martins Krankenlager versammelt. Die Gemüther waren alle von der bänglichen Frage bewegt: „Der Müllermarke, wird er's durchhauen?“ Zaghaft sprach bald der eine, bald der andere vor und erkundigte sich im Auftrage vieler. Und als eines Tags die Botschaft im Umlauf war: „Der Martin ist bei Besinnung und der Arzt hat Hoffnung!“ da atmete alles auf.

Während die Lisbeth ganz und gar in der Pflege um ihren Kranken Mann aufgegangen war, zog sich der Hagemayerbauer in das obere Stockwerk seines Hauses zurück und räumte den jungen Leuten geräuschlos und in aller Stille seinen Platz ein.

Er erkannte sein Unrecht und wollte gutmachen. Sein starrer Sinn war gebrochen, sein harter, eigensüchtiger Bauernstolz erschüttert. Hatte er doch selbst, wenn auch nur für Minuten, unter der grausamen Last eines ungerechten, schweren Verdachtes gestanden. Hatte er doch an sich selbst erfahren, wie schnell die Menge dazu bereit war, aus einem ehrlichen Bürger einen Verbrecher zu stempeln, wie sich wenige unglückselige Momente zu einer ungeheuren Anklage aufwälzen.

„Schaut man halt allzeit gern auf andere. Braucht's halt oft lang, bis man die Demut lernt!“ tröstete der alte Mann sich selbst.

War es ein Zufall? Er konnte nicht an ihn glauben. Er mußte ihn als eine göttliche Fügung empfinden, als einen Fingerzeig. Er wollte jedem zurufen, der im Begriff war, einen Stein aufzuheben:

„Räum ihn zur Seite, wenn du kannst, aber werf ihn nicht auf deinen Nachbar. Denn es gibt einen Jörn, der in törichter Verblendung die heiligen Bande der Natur zerprengt, und der Stolz ist ein eitler, nichtsnutziger Wurm, der sich selbst zerfrisst!“

Nun sah man den Hagemayer oft durch die Straßen und Felder gehen und an der Hand das Gottfriedle führen. Und die tiefen Furchen, die das harte Leben auf seinem bartlosen Gesicht gegraben, waren nicht mehr so herb wie ehemals. Aus seinen Augen sprach die Zuversicht und um seinen Mund lagerte ein mildes Lächeln. Der kleine Gottfried war für den alten Mann wie eine Offenbarung. An dem fröhlichen, klaren Kindergemüt wurde seine Seele wieder stark und beseinsfreudig.

Was gab es nicht für wunderliche Dinge und Geschichtchen, die das kleine neugierige Bürschlein noch nicht kannte! Was wußte

das schwachhafte Mäulchen für kluge Fragen zu stellen! Und der Großvater wurde es nicht müde, sein Enkelkind einzuweihen in die vielen geheimnisvollen Rätsel der Natur und des Lebens.

Noch war zwischen Vater und Tochter kein Wort von Vergebung oder Veröhnung gewechselt. Aber die Lisbeth hatte die Wandlung am Vater beobachtet. Sie wußte, wie nahe es ihm ging, wie sehr er eine Ausöhnung herbeiwünschte. Sie war es auch, die den kleinen Gottfried säuberlich gewaschen und gekämmt täglich zum Großvater hinausschickte und ihm einen schönen „guten Morgen“ bestellen ließ. Und in diesen Tagen ging der Martin seiner Genesung entgegen.

An einem warmen, lichtklaren Nachmittag war es nun, daß der Hagemayerbauer aus dem Felde kam und direkt den Weg zum Rathause ging. Hier hatte er mit dem Schulz eine kurze Unterredung.

Dann ging er nach seinem Hause und trat in die Stube, wo der Martin noch etwas blaß, aber schon bei guten Kräften, am Tische saß und lächelnd zuschaute, wie die Lisbeth dem Gottfriedle kleine Figuren auf eine Schiefertafel malte. Der Gottfried sprang ihm entgegen:

„Großvater, kannst du mir einen Gaul machen oder eine Kuh?“

Langsam und unbeholfen ließ der Hagemayer seine Hand über des Knaben weiches Haar gleiten und sagte endlich, zur Lisbeth gewandt: „A tar's Büble, dein Bub. Und i dank' dir halt, daß mich halt net fremd g'macht dem Gottfriedle.“

Die Lisbeth konnte ihre Nüchternkeit kaum verbergen, als sie den Vater stehen sah in seiner eigenen Stube, aus der er sie einst hinausgewiesen, wie er hilflos nach guten Worten suchte.

„Sollt' i dem unschuldigen Krampen sein Ahne' verwehren? Sollt' ich ihn ärmer machen als andere Kinder sind? I mein, das wär kein gutes Werk, Vater!“

„Noi, noi — sell net; 'n gutes Werk wär's net. I dank' dir halt nochmals, Lisbeth, daß du's halt fertig bracht — das gute Werk.“

Einen Augenblick später reichten die beiden Männer sich die Hände. Auf des Hagemayers Gesicht suchte es und seine Augen waren feucht. Er konnte Martins Hand lange nicht freigeben, und murmelte immer:

„Dir hab' i halt unrecht getan, Marte, — großes Unrecht, — schweres Unrecht, so, so, — das muß 'n Wort sein ...!“

„s hat halt so sein müssen, Vater“, tröstete der Martin.

„So, so, hat halt so sein müssen! — Aber gelt, Marte, — eines tußt mir verprechen: der Lisbeth soll kein Ungut g'schehn, so es in Menschenhand steht. Mein Hagmaile' tußt mir wohl in acht nehmen. Weißt, — ist halt das Weibsvolk unserm Herrgott allweil um einen Schuh näher als unsereins. Ist g'wisß wahr — meine selige Annamaria hat's auch so g'halten. Und's Gottfriedle, a so'n Büble, so'n lieb's ...! — Gottfriedle komm, jetzt mol' i dir a Gänle ...!“

Nun setzten sie sich um den Tisch. Und es war der Lisbeth, als tickte das gelbe Bendelblech der alten Schwarzwälderuhr nicht mehr so hohl und schwerfällig über die großblumige Tapete, — als sei ein froher, milder Schein eingedrungen in das liebe Elternstübchen und verklärte freundlich den altväterlichen Hausrat.

Als gegen Abend der Deder-Andresel kam, fand dieser die beiden Männer im lebhaften Gespräch über den rationellen Anbau von Feld- und Ackerland und eine dichte Tabakwolke schwaderte behaglich über ihren Köpfen.

Der Andresel blieb unter der Türe stehen und rieb sich die Augen. „Heibasad am Bendel, — do steht's net lät! — I sag's ja, — unser Herrgott hebt einem die besten Broden immer auf's Reht auf! Darf man denn einbrechen in den Hausfrieden?“

„Immer zupaziert!“ rief der Hagemayer. „Du g'hörst allemal dazwischen, wenn's richtig zugeht!“

„Das ist 'n Wort, darauf geb' i dir d'Hand, Hagemayer!“

„Und i dir schon lang, Andresel!“

„I, do schlag doch gleich ...“, fuhr der Andresel in seinem Erstaunen fort. — „Hagemayerbauer, döz, daß i noch verleben darf ...! Hast also deinen schlimmen Spruch z'rückzogen?“

Aber der alte Eigensinn räsionierte schon wieder:

„Nix hab' i z'rückzogen! Gar nix hab' i z'rückzogen — als mein Namen. I bin kein Hagemayerbauer mehr. Do sitzt der Bauer, der Marte, mein Eidam ist jetzt der Bauer. Heut war ich beim Schulz und hab mein Namen abgeben und einen andern drüber g'schrieben.“ Und recht gewichtig und überlegen setzte er hinzu: „Weißt, Andresel, — die Alten müssen den Jungen Platz machen, das ist schon so in der Welt. Und der Marte wird meinem Haus keine Schand antun, und meinen Acker und meinem Vieh auch net, so viel muß wahr sein. Und wenn's mal grad fehlt, nachher sind wir Alten immer noch um den Weg und können eingreifen, wo's not tut!“

Der gute, weißhaarige Andresel war außer sich und wie kindisch vor Freude ob dieser glücklichen Umwandlung im Nach-

barhaufe. Er sah die glücklichen Augen der Lisbeth und patschte seinem alten Freund lustig auf die Knie:

„Hagmayer, das ist ein Spruch! Für die Wort — Kreuztirt- undmohrenfäbel! Dafür launst mich gleich noch einmal 'n alten Suppler' schimpfen, — 's tut mir nit. Jetzt verzeih' i dir alles miteinander auf ein' Handschlag und für alle Zukunft! Und freues tut's mich schon donderschlecht! Zohlen möcht' ich, daß der ganze Kreuzstod wackelt — juchhu! Und jetzt verlohnt sich's halt allweil noch'n bissel, das g'spässige Leben!“

In einer einzigen Nacht ward aus einem stillen, lieblichen Plätzchen eine wüste Unratsstätte, aus dem stattlichen Brennermühlhofe — ein großer, schmutziger Steinhaufen. Schutt, Asche und Kohlendunst lagerte am Heimbodel. Und die schönen Tannen standen gebrandmarkt im Kreise, wie eine Schar hungernde Geier, die müde und lebensfadt ihre mageren Flügel hängen ließen. Angekohlte Balken, Tische, Stühle, Räder, zerbrochenes Hausgeräte — alles lag wüst durcheinander, ein schauerliches Stüd Ende. Nur die eine rote Wiebelseite der Scheune ragte noch warnend aus dem Trümmersfeld.

Das Mühlbachwasser gurgelte vorüber. Zerfallenes Gemäuer und das zerbrochene Mühlrad hemmten seinen Lauf, da und dort. Es rante über den Unrat und suchte sich neue Bahnen. Von dem Wohnhause war noch das ausgebrannte Erdgeschloß geblieben. Seine Umrisse spiegelten sich schauernd in den schmutzigen braunen Wellen.

Aber um zwei hohle Fenster rankte ein Nebstod. Ein junges, einfames Leben inmitten des Verfalls. Und die Lisbeth kniete freudigen Herzens vor dem lichtgrünen Wunder und grub vorsichtig den feinen Wurzelstod aus dem Boden und verpflanzte ihren Pflögling in gesunde, ruhige Erde vor das Hagmayerhaus.

Die Brennermühle war für die Dörfler ein Bedürfnis. Nun mußten sie ihr Korn stundenweit in die Stadt schaffen oder gar warten, bis alle drei Monate mal ein Müllerknecht durch das Ort knallte. Trotzdem mochte der Martin an seinen Wiederaufbau denken. Die alten Leute redeten: „Es war ein Sündenhof von jeher und es ruht kein Segen auf dem Boden.“

Der Schulz kam und sagte zum Martin: „'s gibt viele im Dorf, die Gän' halten. So eine Gans ist'n gar heitles Vieh. Es braucht Luft und Wasser und allbot auch ein gut' Stüd Grasboden...“

Damit war das Schicksal des Mühlhofes besiegelt.

Etliche Tage später, an einem Sonntagnachmittage war es, daß der Martin das Haus verlassen konnte und mit der Lisbeth wieder auf der Bürgelhalde unter der großen Linde saß. Daneben hockten die beiden Alten, der Hagmayerbauer und der Deder-Andrejel und disputierten gar weise über das Leben. Und der kleine Gottfried rutschte stillvergnüglih einen kleinen Abhang hinunter. Dann kletterte er ihn wieder hoch und freute sich und war zufrieden.

Der Martin und die Lisbeth schauten ins Tal. Still ruhte das Dörfchen. Stumm lag auch der Heimbodel. Kein Arthieb dröhnte. Kein Vogel sang. Alles lauschte. Sonntagsruhe überall. Nur ein leiser Wind ging über die Heimbodelstannen und blies beim Brennermühlhof die kalte Asche über die Felder.

Wieder war ein heimlicher Abend hereingebrochen. Wieder froh ihm eine finstere Nacht hinterher. Es wurde noch stiller denn bisher. Und nun tönte wieder das heimliche Glöckchen aus dem Tal, so friedlich und zur Ruhe mahnend.

Man trat den Heimweg an. Der Hagmayer führte das Gottfriedle. An dem moosgrünen Steinkreuz kamen sie vorbei. Einen Augenblick blieb der Martin stehen und betrachtete es stumm. Er tat es immer, wenn er vorüberkam. Die Lisbeth unterfasste seinen Arm. Aber der Bub fragte:

„Onkel Annefel, warum ist das Kreuz?“

Der Deder-Andrejel besann sich, nahm seine runde Mütze ab und kratzte in seinen weißen Borsten. Dann sagte er:

„Mein lieb's Gottfriedle, sell weiß ich selber net. Das schreibt sich gar lang zurück. Es gibt deut, die sagen: Zwei Ritter, von denen einer dem andern zubielt war auf der Welt, die hätten sich an der Stell' gegenüber g'standen. Andere wollen wissen: 's war nur ein einzelner gewesen, ein Mismutiger, der sich selber zubielt war. Keiner weiß, wie es richtig ist. Nur so viel ist g'wiß: Das Kreuz soll uns halt allweil zum Frieden mahnen und zur Lieb' untereinander und keiner soll es vergessen, der vorüberzieht.“

In der Ferne blinkte der Hohenneuffen zum letzten Male in den feierlichen Abend hinein und gerade lächelte die Sonne vom Heimbodel ihren Abendgruß zurück.

Wieder hatten der Martin und die Lisbeth sich heimlich und glücklich die Hand gedrückt. Aber der Großvater nahm das verschlafene Gottfriedle auf seinen Arm und küßte es. Und so gingen sie langsam zum Dörfchen hinunter.

Marie fleuron.

Kriegs-novelle von M. Jankowski. (Nachdruck verb.)

Weiter lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu — wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge sie der furchtbare Kampf, der heute dort unten wieder getobt hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutesendes geschehen, die Höhe... war von den Deutschen gestürmt, diese Höhe, auf welche sie es schon längere Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher gehalten worden war. Dem alles niederreisenden Sturmangriff der tapferen Truppen hatten die Franzosen aber nicht standhalten können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschinengewehre zielsicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier einer, da einer — aber heldenmütig rasten die anderen vorbei an den Gefallenen — erstürmten mit Heldennut den ihnen gegenüber liegenden Hügel.

Die Höhe war genommen! Schmeichelnd glitt die Sonne vor einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag, machte sie halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch. Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonden Locken und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und ein kleiner Sonnenstrahl erschloßte ein junges, blondes Mädel, das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl lodte — lodte...

Das blonde Ding aber war die kleine Marie fleuron, in deren zerflossenenem Dörfchen die freundlichen Sachsen vor dem Sturmangriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freundschaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen, der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten, daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteile herzensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich. Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt hatten — und nun die Franzosen verfolgten, versonnen schaut sie hinauf. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war es jetzt still — ganz still...

Und der Sonnenstrahl lodte stärker und stärker. Da kletterte das junge Ding den steilen Hang hinan und schickte die Augen spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?

Plötzlich schrak sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen an ihr Ohr? Furchtsam ging sie den wehen Tönen nach — und stand entsezt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte — dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leben in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Aufbietung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Mariens halbzerflossener Hütte betteten sie ihn in weiches, weißes Pinnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean Baptiste geschickt hatte, auch kommen und dem Kranken helfen? Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem kinderreichem Herzen stieg das Gebet empor zu der Schmerzensreichen, deren Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört? Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erstaunt das Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seiner zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?“ fragte sie atemlos. Entsezt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib mir doch einen Revolver, Mädchen“, an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vorwurf, daneben aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich des jungen Geigers schmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche Mutterhände seine Stirn gestreichelt.

„Möchtest du denn — ich sollt' gesund werden?“ fragte er leise — und ebenso leise bejahte es Marie.

Als sie ihm aber noch ein paar liebe Worte sagen wollte, war der Kranke schon wieder bewußtlos. Schier unheimlich wurde es der armen Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste

blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage —

Mitteilungen von der Auf-
findung ge-
macht, und so
mußte Marie
es nun schwei-
gend dulden,
daß ihr gelieb-
ter Kranker
auf die Bahre
gelegt — und
ganz behut-
sam fortgetra-
gen wurde.

Verstümmelt
ließ das junge
Mädchen hin-
ter der Bahre
her, von den
erstaunten
Blicken der
Krankenträger

nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger Riese, sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen bezwecke, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding, welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Lands-
männin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.



Englischer Infanterist mit einem der neuen Schutzhelme gegen betäubende Gase.

(Nach einer Abbildung aus „Illustrated War News“.)

die Träger zu dem entfernten Kriegslazarett gekommen, und Marie lehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schützling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron, die eigentlich Marie Rutherford hieß, ein, da erfuhr sie, daß der junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz. Lebend hat sie den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben — und gerne versprach er es ihr.

Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber würde der geschwächte Körper sich auch durchringen können?

Nur ein Wunder konnte ihn retten, hatte neulich der Wärter ge-
sagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und Wetter, nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages, viele

waren seither
ins Land ge-
gangen, da
konnte ihr der
freundliche,
blonde Riese
glückstrahlend
mitteilen, daß
ihr Schützling
nun außer al-
ler Gefahr sei
— und sie mor-
gen gerne ein-
mal sprechen
möchte.

Da erschraf
die kleine Ma-
rie fast noch
heftiger als
damals, da sie
Hans Eilers
bewußtlos am

Abhang fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Teilnahme aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit zent-
nerschweren Lasten beschwert, ging Marie heim.

Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zerstossener Bauern-
häuser, reckt sich der schlante Turm der Sanct Stephanskirche, dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten, zähen Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit alles Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche selbst ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von den bunten prächtigen Kirchenfenstern blinkt nur noch ein einziges.

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die ausschauen, als hätte sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschenblut, das auch heute wieder irgendwo da draußen geflossen ist, — gerade durch dieses eine Fenster. Sie zwingt in ihren Lichtkreis gerade die eine Ecke des Kirch-
leins, die sonder-
barerweise auch
verschont ist, —
den Hochaltar.

Und hier in die-
ser wundervollen
Zusammenstel-
lung von Gold
und Marmor und
Lapis-Lazuli
blinkt und blinkt
noch alles wie zu-
vor. Hier grüßt
noch immer die
Madonna mit der

Strahlenkrone
und hält segnend
über dem blon-
den Haupte der
Knienden den
Erlöser der Men-
schen. —

Mit Rosen, mit
roten Rosen hat
Marie die Ecke
der Heiligsten ge-
schmückt, und in
tiefer Demut
fleht sie jetzt zu
der Allgütigen.

Wunderbar ge-
stärkt erhebt sich
endlich das Mäd-
chen, sie weiß es,
die Madonna wird
ihr beistehen —

und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen heut
fast über den beschwerlichen Weg. — Und nun ist Marie ange-
langt. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch lange,
hölzerne Bauten in einen schattigen Garten. — Dort sitzt, noch



Boris, Kronprinz von Bulgarien.

Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

jorgsam in Betten und Decken eingehüllt, ihr Schlingling. Als Marie ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner Mut. — Schlingtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr

uralten Sachsenreichen, von rebenumkränzten Moosbergen — und von fernem glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit der Liebe Hand in Hand gehen würde.



Die von den Franzosen und Engländern zerstörte Kirche von Tholus bei Arras.

die Madonna zuvor segnen mußte. Aber die Züge des jungen Geigers fliegt ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße, verlegene kleine Mädel da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt.

Er ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß dir doch für alles danken, — wenn du mich nicht gefunden hättest — und dann so lieb und gut zu mir gewesen wärest — ja, wer weiß, wo ich dann heut schon läge. Und ein bißel schad wär's doch auch um mich gewesen, gelt? Wenn ich auch den Himmel nicht mehr stürmen kann, meine Kunst, meine hohe, herrliche Göttin, — und du, mein treues, aufopferndes Lieb, ihr werdet mir noch viel Schöneres im Leben bieten. Und nun geht's bald heim, heim zu meinem lieben alten Mutterl, der du den Sohn neu geschenkt hast.“

Sanft zieht der junge Künstler sein Lieb an sich: „Gelt, Marie, und du gehst auch mit, du wirst deinen Schlingling doch nicht allein ziehen lassen, oder wie ist es, magst mich am End gar nicht — und's war vielleicht ein ganz anderer, für den du gebetet hast, du liebes, süßes Mädel, du?“

Die Antwort aber schien für beide Teile befriedigend ausgefallen zu sein: . . .

Zwei junge, selige Menschenkinder hielten sich innig umschlungen und träumten unter dem strahlenden französischen Himmel von der Heimat, — träumten von

Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Von Francine Mannjourn. (Nachdruck verboten.)

Unter den neun Buben, die der Tischlermeister Slezal stolz sein eigen nannte, war der Franzl der aufgeweckteste von allen, freilich auch der größte Spitzbube unter ihnen! Wo immer ein toller Streich von der Bande verübt wurde, wie der Vater seine Bubenschar nannte, war sicher der Franzl der Anführer gewesen, und niemals leugnete er seine Schuld. Wahrheitsliebend war er und stolz!

„Böllig belesen vom Hochmutsteufel“, meinte die Mutter in den Stunden, wo Franz die väterliche Zuchttrute zu spüren bekam und nicht zu bewegen war, um Verzeihung zu bitten!

„Habe ich Strafe verdient, dann strafe mich eben“, sagte er dann, „wenn Bitten das Strafen erlassen kann, habe ich ja nicht gefehlt!“

Vater und Mutter waren über diese Worte ganz verblüfft.

„Einen eigenen Schädel hat er halt“, sagte der Vater, und die Strafe fiel für Franzl nicht gar zu arg aus! —

Als er in das Alter kam, wo er sich für ein Handwerk entscheiden mußte, hätte der Vater ihn gern in seine Werkstätte genommen; aber Franzl zeigte keine Lust, in die väterlichen Fußstapfen zu treten. Die



Die Mutter des Generalfeldmarschalls v. Madensen vollendete kürzlich ihr 89. Lebensjahr. Der Generalfeldmarschall ist ihr ältester Sohn.



Ein „Warenhaus“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Luftschiffahrt fing an, ihren Siegeszug anzutreten, und Franzl war Feuer und Flamme für diesen neuen Wissenszweig! Fliegen, frei in der Luft, die höchste Seligkeit dünkte ihm dies, und da dies nur durch die Mechanik zu erreichen war, entschloß er sich eben, Mechaniker zu werden. Er war ein guter Zeichner, ein genauer Arbeiter, kurz zu allem zu brauchen, um sein Ziel zu erreichen.

Umsonst vergoß die Mutter die bittersten Tränen, wenn sie sich vorstellte, daß ihr Franzl auf so einer Gondel da in der Luft umhersegeln wollte; das schien ihr noch ärger und gefährlicher, als Matrose zu werden. Das hat man von den Buben, jammerte sie dann; ob ein Mädel auf solche Ideen kommen würde, und bestiger weinte sie in ihre Schürze! —

Der Vater gab nach. Er kannte Franzl mit seinem eisernen Kopfe, da war nichts auszureden. — Franzl lernte brav, dazwischen setzte er seine Studien fort; er wollte Ingenieur werden, das war sein heimlicher Traum! Jede freie Minute sah er über seinen Büchern, und schlecht sah es in diesen schweren Lern- und Arbeitsjahren um den Burschen aus! — Als er endlich so weit war, um den ersten Aufstieg — als Begleiter selbstverständlich vorhanden — zu machen, klopfte sein Herz zum Zerpringen! Theoretisch beherrschte er Fahrzeug und Luft; nun kam die Praxis, er sollte die Früchte seines Studiums jetzt pflücken.

Verauscht kam er von seiner ersten Fahrt heim. Wie ein Traum erschien ihm alles! War er es wirklich, der da die Luft durchschnitten hatte? — Vater unser, der du bist in dem Himmel ... betete er unwillkürlich. Als Kind hatte er immer den Wunsch gehabt, in den Himmel fliegen zu können, um nur ein klein wenig hineingucken zu können. Jetzt hatte er die Wolken gekreuzt und war dem lieben Gott ein Stück nähergekommen.

Nicht genug konnte er Vater, Mutter und den Geschwistern davon berichten, als er Sonntagabend am Familientisch erzählte. Mit offenem Munde hörten ihm die Geschwister zu. Die gute Mutter weinte zwar wieder, aber der Stolz über den Mut ihres Jungen leuchtete doch in ihren Augen! Der Vater blieb stumm und blies den Rauch seiner Pfeife in langen Zügen von sich. —

Franzl machte weitere Fortschritte und wurde bald eine Berühmtheit. Seine Flüge wurden immer waghaltiger, immer ausgebehnter. Preis um Preis fiel ihm zu, er bekam Schüler über Schüler. Konnte sich ein eigen Luftzeug bauen, ersand kleine Verbesserungen und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Vergebens beschwor ihn die Mutter, nicht so waghaltig zu sein, aber Franzl lächelte nur die Mutter, sagte lachend: „Mir geschieht nichts, Mutter! Unser Vater im Himmel beschützt mich. Du siehst es ja, Mutter, du mußt es doch fühlen!“ —

Und dann küßte ihn die Frau und drückte seinen blonden Kopf an ihre feuchte Wange. —

Da brach der Krieg aus! Franzl war einer der ersten, deren man bedurfte. In der Tischlerfamilie hatte die Mobilisierung die größte Aufregung hervorgerufen. Sieben Buben waren Soldaten, siebenmal wollte das arme Mutterherz aufschreien und siebenmal mußte sie lächeln im bittersten Schmerze. — Am schwersten wurde ihr das Lächeln beim Abschied vom Franz. — Immer und immer hielt sie ihn umklammert, bis Franzl sich losriß!

„Aber Mutterl, mir geschieht nichts! Unser Vater, der im Himmel ist, schützt mich doch, du weißt es ja! Sei nicht so kleinmütig!“

Franzl zog mit seiner Abtheilung dahin. Er war mutig und unerschrocken. Er konnte Karten lesen wie keiner, hatte Fallenaugen und einen Orientierungssinn, der die Bewunderung seiner Vorgesetzten erregte! Man vertraute sich blind seiner Führung an, und er hatte Glück! Nie kam er ohne wichtige Botschaften zurück und immer schwierigere Aufgaben vertraute man ihm an.

Eines Tages machte er mit seinem Hauptmann einen Aufstieg zu einem Erkundungsfluge. — Sie kamen dem Feinde immer näher, die Augen piffen zu ihnen herauf.

Franzl lachte nur darüber. „Weiter“, befahl der Hauptmann; stolz fuhren sie im Geschützfeuer dahin.

„Ich muß auch die Aufzeichnung machen, und wenn es unser Tod ist“, sagte der Hauptmann, und Franzl nickte nur.

„Tiefer gehen?“ fragte er. —

„Ja!“ Franzl ließ sich fallen. Nun kamen sie in einen wahren Augenregen hinein. Der Hauptmann arbeitete, er schien nichts zu sehen und zu hören; Franzl war gespannte Aufmerksamkeit. Er wußte, es ging auf Leben und Tod! —

Was war das? — „Herr Hauptmann!“ schrie er auf. Ein Luftzeug kreiste über dem ihnen.

Im Nu wich Franzl zur Seite und wie Lühows wilde Jagd ging es nun los. Franzl sah und hörte nichts mehr. Vater unser, der du bist in dem Himmel ... war sein einziger Gedanke.

Er fühlte, daß ihn ein kaltes Etwas gestreift, er achtete es nicht, er fühlte mehr, als er es sah, daß sein Hauptmann getroffen

sei ... Vater unser, der du bist in dem Himmel! Vasse mich nicht dem Feind in die Hände fallen, lieber tot ...

Schon sah er seine Vorpostenkette, noch einige Minuten, jetzt noch Sekunden, jetzt, jetzt ... Vater unser, der du bist in dem Himmel, gelobt seist du! Gerettet — deutsche Erde! ...

Als Franzl zum Bewußtsein kam, lag er im Spital, ganz verbunden, und konnte kein Glied rühren. Allmählich erst lehrte ihn das Bewußtsein zurück. „Was ist geschehen? Wo bin ich hier?“

„Im Lazarett!“

„Wo ist mein Flugzeug, mein Hauptmann?“

„Der Hauptmann ist tot. Das Flugzeug total zerfressen und Sie wie durch ein Wunder gerettet!“

„Die Aufzeichnungen?“

„Hatte Hauptmann an seiner Brust geborgen!“

„Was fehlt mir?“

„Nur Arm- und Beinbruch. In ein paar Wochen sind Sie hergestellt!“

„Kein Krüppel?“

„Nein!“

„Werde ich wieder zum Flug gehen können?“

„Ja, sobald Sie gesund sind, sofort!“

„Gottlob!“ erwiderte Franzl glückselig und sank müde in die Kissen zurück. —

Einige Wochen später trat Franzl, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, auf zwei Stöcke noch gestützt, in das Zimmer der Tischlerwohnung, wo die zwei alten Leute und die beiden jüngsten Kinder bei der Lampe saßen und der Vater die Kriegsberichte vorlas. „Guten Abend!“ Mehr sagte Franzl nicht — und an dem Herzen der Mutter lag wieder Franzls Kopf und wieder flossen Muttertränen in die Wirtschaftsschürze; diesmal waren es aber Freudentränen und Vaters Pfeife stieß wieder dicke Wolken vor sich, als Franzl nach dem ersten Begrüßungsturm zum Erzählen kam!

Vater unser, der du bist in dem Himmel ... so andächtig wie noch nie betete an diesem Abend die Familie die Worte des Herrn!

Die Wiederkehr des Briefes.

Von Johanna Zunt-Friedenau. (Nachdruck verboten.)

In der Gegend der Universität, in dem Studentenviertel der Karl- und Marienstraße, schlugen in der Friedenszeit „fliegende Buchhändler“ gern ihren Stand auf. Auf den kleinen Handwagen lagerte allerlei bunt durcheinander. Wertvolle Bücher neben leichter Lektüre und leichtem Kram. Billige Preise lockten, und Bücher verführten zum Kauf. Manch schönes Werk, das der Leichtsinn oder die Not eines Jünglings der Alma mater verschleuderte, findet hier noch einmal Hände, die es gern nehmen und wert halten.

Des Krieges Wirren ließ mich ein kleines Paket von solchem Wagen ganz vergessen. Zwischen zwei Bänden Mörtel fand ich fast zufällig ein dünnes Buch. Blaugrau, mit Stoffleden besät. „Liebes- und Freundschaftsbriefe“ kündet die Aufschrift des Deckels. Deutsch und französisch. Von Gustav v. Pr. 1815.

Gerade ein Jahrhundert! Wessen Finger mögen die Seiten durchblättert und die Striche an den Rand gezeichnet haben! Bei sehr gefühlvollen Stellen: Ausrufungszeichen! Sonderbar mutet der Stil jener Tage an. Es ist die Zeit der leidenschaftlich überspannten Schreibweise, die heute nur Spott oder ein mitleidiges Lächeln erregt. „Das Jahrhundert des Briefes, der beglücklichen, weisheitsreichen Redseligkeit“. Langsamfahrende Postkutschen, die mit schmetterndem Signal in die Stadt einzogen, Hausherrn mit langer Pfeife, die bedenklich die Postbeutel öffneten und gewichtig ihren Inhalt verteilen, stehen vor unserer geistigen Auge. Welche Wandlungen hat das Briefschreiben seitdem durchgemacht! —

Interessant ist's, wie im Jahre 1815 ein Leutnant seiner Geliebten beim Abschied geschrieben:

„Himmliche Seele! Das harte Schicksal zwingt mich zum Scheiden, doch nicht in Ewigkeit auf Dich, Süßeste, zu verzichten. Unsere Seelen haben einen Bund geschlossen, der unauflöslich ist. Der ausgebrochene Krieg wird mir Gelegenheit geben, mich auf den Schlachtfeldern auszuzeichnen oder einen ruhmvollen Tod zu finden. Entweder, Geliebte, siehst du mich als Regimentskommandeur wieder, oder man wird den Leichnam eines Helden auf dem Felde der Ehre finden, der nicht allein fürs Vaterland und seinen König sein Blut vergoß, sondern für ein Wesen, welches ihm teurer war als alles, was das Weltall umschloß. Diesen Preis zu erringen, will ich im Schlachtgetöse mich auf die Feinde stürzen, wie der blutdürstige Tiger auf seine Beute. Für Dich, Himmliche! Unterliege ich im Kampfe, so sterbe ich mit dem Troste, bald mit Dir vereint zu sein, denn ich weiß, Du würdest mir bald nachfolgen, da Deine Seele nicht ohne mich zu atmen imstande wäre. So leb denn wohl. Rosamunde, lebe wohl, bis wir uns einstens hier oder dort wiedersehen. Dein Eduard!“

Wie anders klingen die Feldpostbriefe von heute! Und doch fand damals das Volk nichts Absonderliches in solchen Sentimentalitäten. Die Denker und Dichter gaben ihnen ein Beispiel darin.

Nicht nur zwischen Liebenden, sondern besonders zwischen Freunden gab es einen Reichtum an Gefühlseligkeit, der in überfüllten Worten ausströmen mußte. Der schwärmerische Lavater konnte sich schon in den Anreden nicht genug tun. An Frau von Vengeseß schreibt er einmal: „Liebe Seele Vengeseß und Compagnie!“ — Dann aus seinem Briefwechsel mit Herder. Wenn man den mit dem schriftlichen Gedankenaustausch zweier moderner Dichter vergleicht! Herder schreibt z. B.: „Fest, Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeistern — zerfließen — an Deiner Brust liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit mir, Dir zuführen — und sogar — nichts sagen, blicken, drücken, atmen: Du bist, und wir sind!“ —

Und nicht Lavater allein. Wir wissen von Wieland, Mert, vor allem von dem Allerkennstfreund Leuchterling, daß ihnen solche Empfindsamkeiten nicht fremd waren. Voss und Bürger, Gleim und ihre Zeitgenossen fanden im Wortüberschwange die „Quellen ihrer reinsten Freuden“. Voss sogar seine Lebensgenossin. Daß in jenen Freundschaftsbriefen nicht an Küssen und Weinen gespart wurde, nimmt nicht wunder. Besonders Tränenfluten rannen durch den ganzen Freundschaftskultus. Natürlich mangelte jenen Episteln auch nicht die Länge. Reichten die eigenen Erlebnisse nicht aus, so blieb der Brief liegen, bis mehr Ereignisse seine Seiten füllen konnten, oder bis schöne, gefühlvolle Stellen aus Zeitgenossen dazugeschrieben wurden. Solche mitgeteilten Freuden vermochte der Empfänger allein nicht zu tragen. Er mußte seinen ganzen Kreis teilnehmen lassen. Alle jubelten und weinten dann mitammen.

Die Briefe achtete man damals als „Gradmesser der Bildung“: sie gaben den „Hauptmaßstab für die Werthschätzung des Charakters“ an. Das sind sie auch heute noch. Nur der Charakter hat sich gewandelt. Dazwischen schiebt sich ja auch noch die Zeit der Postkarte. Denn es ist noch nicht allzu lange her, als das Schreiben von Briefen häufig auf ein Mindestmaß beschränkt wurde. Natürlich Geschäfts-, Beileids- oder Empfehlungsschreiben konnten nicht umgangen werden, aber zum rechten Gedankenaustausch fehlte die Zeit. Das brachte das Jahrhundert der Erfindungen, das das Telephon und den Telegrammverkehr bevorzugt, welches Depeschen zu Mitteilungen verwendet, mit sich. Die Schreibmaschine nahm dann völlig jede Persönlichkeit aus dem Briefe.

Und als die Ansichtspostkarte ins Leben trat! Die grub das Grab des Briefschreibens! So bequem, so schnell zu erledigen ist solch eine Karte. Oft nimmt das Bild den größten Raum ein! Und so wenig zu denken hat der Schreiber oder die Schreiberin notwendig; manchmal sind Verse so schön vorgegedruckt, daß zu sagen wirklich nichts mehr übrig bleibt! Wie angenehm ist das der Oberflächlichkeit! Wie geschwind sind die Briefpflichten beglichen! — Die Ansichtskarte wurde zur Mode und würde es vielleicht noch sein, wenn nicht, alles bisherige unwertend und verändernd, die Kriegsfurie ins deutsche Land gerast wäre. Aber, wie sie so manches Alte neu gemacht hat, so legte sie auch den Brief in längstvergessene Rechte ein. Der Gedankenaustausch, in dem sich die Menschen wieder einmal näher treten, sich etwas zu sagen wissen, der ist wieder lebendig geworden.

Der Feldpostbrief zeigt es. Nicht nur aus den Schichten der Gebildeten, aus den Kreisen des Volkes liegen Prachtzeugnisse von Gefühls- und Gedankentiefe vor der Öffentlichkeit.

Die Nüchternheit des sonstigen schriftlichen Verkehrs ist verjungen; Frau Sehnsucht hat Wohnung genommen in den Herzen der Menschen und hat längst Vergessenes zu neuem Dasein erweckt. Da, wo in der Familie die Einförmigkeit des Alltagslebens, aus dem Miteinander ein Nebeneinandergehen werden ließ, schlug gemeinsame Sorge die Lässigkeit nieder. Der draußen kämpfende, Mann oder Sohn, wird sich der Heimat, der Liebenden zu Hause erst völlig bewußt. Was ihm oft ermüdend, gleichgültig schien, zeigt ihm die Sehnsucht in verklärtem Lichte. Ideallisiert, was er oft nicht genug bewertete! Bei den Daheimgebliebenen auch. Wenn hier die Selbstsucht es sich behaglich breit gemacht hatte, die Sehnsucht verdrängt sie. Eigene Nöte verschwinden gegen das große allgemeine Leid. Die deutsche Frau, auch die einfachste, steigt höher durch Selbsterziehung, wenn sie den Fernen ihre Sorgen verschweigt und mutig trägt, was der Krieg ihr aufbürdete. Und das spricht auch aus ihren Briefen. Mut und Vertrauen zu dem, der Deutschland schützen hilft. Durch die Briefe wehen seine, zarte Schwingungen, Töne der Sehnsucht. Die Menschen beglücken einander, durch Not getrennt, tausendfach mehr als oft in den unausgeglichenen Stunden des Friedens. Das spiegelt der Gedankenaustausch in den Briefen wieder.

Und wenn des Krieges Stürme einmal schweigen, wird der

Briefverkehr nicht so bald wieder im Einerlei des Tages untergehen. Dazu war sein Wiederaufleben zu gewaltig, seine Macht auf das Gemüt zu nachhaltig. So schnell versiegen erweckte Töne im deutschen Volke nicht.

Ferngespräch.

Der Glode Zeichen schritt durchs stille Haus.
Um diese Zeit? — Wer weiß, daß ich noch wache,
Daß eine Aurore mir im Blute steht,
Die allen Schlaf mit nimmt und immer wieder
Mich wartend durch die dunkeln Zimmer treibt? —
„Wer ruft?“ — „Ich bin's“, kommt's wie aus weiter Ferne,
Und dann hör' ich das Wort, den einen Namen,
Mit dem mich nur ein einz'ger ruft und nennt.
Und jauchzend geb' ich einer Stimme Antwort:
„Du bist es, Liebster, — so ist alles gut!
Kommst du zu mir auf Urlaub? — Leichtverwundet?
Wo bist du? Sprich. — Nein, ich versteh' dich nicht,
Es klingt so wirt und fern. — Sag, daß du lebst,
Und wann du kommst, — es ist so einsam hier.
— Sag, daß du mich verstehst, sag meinen Namen,
Das liebe Wort, womit du mich gerufen —“

Es rauscht und klingt. — Ob meines Herzens Schlag
Rein eignes, unruhvolles, banges Blut
Den Klang der fernen Stimme überdönt?
— Was ich auch sehnend in die Ferne sage,
Es kommt kein Laut, kein einzig Wort zurück,
Und totentill liegt rings das leere Haus
Die Uhr holt aus zum Schlag. Drei harte Schläge.
— Die Stunde merkt ich mir. Du hast gerufen.
Nach meiner Nähe hat dein Herz gebangt,
Aus Qual und Tod hast du nach mir verlangt —
So will ich stille werden, dich zu finden.
Ich sende suchend meine Seele aus,
Laß fern zu dir mich meine Sehnsucht führen,
Laß meine Seele jetzt dein Nahsein spüren,
Daß sie dir in der letzten Not begegnet,
Und meine Liebe dich noch einmal segnet.

Klara Bries.

Fürs Haus

Gestricke graue Sportjade.

Die Sport- oder Golfjaden erfreuen sich auch weiterhin der größten Beliebtheit. Diese viele Jahre alte Mode hat nur insofern eine Wandlung erfahren, als diese Jaden nicht mehr in Weiß hergestellt werden,

vielmehr in den verschiedensten Farben gestricht oder gebäfelt werden. Auch die Verbindung zweier Farben, wie grau-weiß, nimmt sich sehr hübsch aus. In dieser Weise wurde auch die Jade gefertigt, die unsere Abbildungen darstellen, und zwar ist die ganze Jade in dem nebenstehend abgebildeten Muster in grauer Sportwolke gestricht, während der aus einfachen, rechten Maschen bestehende Rand in weißer Wolke angefügt ist. Um die Jade zu stricken, verfährt man folgendermaßen: Man legt einen gut passenden Schnitt zugrunde, der aus 5 Teilen (Rücken, 2 Borderteile, 2 Ärmel) besteht, und be-

ginn
mit
dem 5
Zenti-
meter
breiten,
glatten
Rand
aus
rechts
gestrick-
ten Ma-



Arbeitsprobe zur Sportjade.

sch. Dann wird das Muster gestricht, und zwar strickt man drei Touren je 3 Maschen rechts, 5 Maschen links, dann eine Tour rechts darüber, die nächste Tour wird gewechselt, dann wieder eine Tour rechts, die folgenden wieder 3 rechts, 5 links und so bis zum Schluß. Ärmel und Ärmelausschläge sind nur rechts gestricht. Zur Verwendung kam graue und weiße vierfache Sportwolke. Die Jade ist mit einer Doppelreihe weißer Perlmutternöpfe versehen. Modell: Herold & Wilhelm, Leipzig.

Unsere Bilder

Der Schanplatz des Donauübergangs bei Orsova. Links das ungarische, rechts das serbische Ufer. In der Mitte die frühere türkische Insel Ada Kaleh, von der die österreichisch-ungarischen Truppen während des

Balkanriege Besitz ergriffen, um eine Festsetzung der Serben inmitten der Donau zu verhindern. Von Orsova aus überschritten am 23. Oktober d. J. die verbündeten Truppen die Donau und vertrieben die Serben aus dem gegenüberliegenden Bergland von Madovo.

Die serbische Stadt Ustüb, die alte Hauptstadt Mazedoniens, die am 23. Oktober von den Bulgaren nach erbitterten Kämpfen erobert wurde. Ustüb ist der wichtigste Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt im südlichen Serbien, durch dessen Einnahme die Bulgaren in den Besitz aller wichtigen Verbindungslinien in Südserbien kamen.



Das Kennzeichen. Blindler zum herantretenden Polizisten: „Ergebenster Diener, Herr Wachtmeister.“ — Polizist: „Woher wissen Sie denn, daß ich Polizist bin, wenn Sie blind sind?“ — „Mein Hund hat geknurr.“

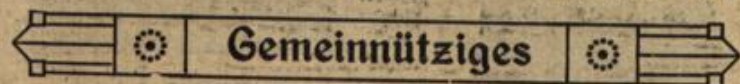
Tapferkeit und Heldentod.

In der Schlacht von Marathon, welche 490 v. Chr. geschlagen wurde, focht der Athenienser Kamegros, ein Soldat des Griechenhieros, mit großer Tapferkeit und verfolgte den Feind bis an seine Schiffe, auf denen er die Flucht mit vollen Segeln ergriffen hatte. Einer kleinen Barke, in der ein feindlicher Offizier mit einigen Soldaten den Schiffen nachzukommen suchte, schwamm Kamegros mit unbeschreiblicher Gewandtheit nach, ergriff das selbe mit der rechten Hand, um das Boot umzustürzen. Als ihm diese abgehauen wurde, versuchte er daselbe mit der linken, und als er auch diese verlor, sagte er das kleine Steuerruder mit den Zähnen, tauchte mit seinen letzten Kräften unter, und das Fahrzeug, in dem alles sich zum Steuerruder gedrängt hatte, um dem Waghals den Todesstreich zu geben, schwankte um und begrub alle in den Wogen.



Leben und Treiben vor einer Feldschmiede an der Westfront.

Italienische Hochzeitseinladungen. Die Einladungen zur Hochzeit in Vitanen erfolgen durch einen „Platzmeister“. Der Platzmeisterspruch, den er dabei aussagt, lautet ins Deutsche übersetzt: „Guten Tag, guten Tag, liebe Freunde! Nehmt nicht übel, daß ich so dreist ins Haus geritten, nicht nur ins Haus, sondern auch in die Stube. Ich junger Platzmeister, mein kleines Pferd; das Pferd hat vier Füße und stolpert (strauchelt), und meine eine Zunge verfehlt und erholt sich auch wieder. Ich grüße euch vom Bräutigam und von der Braut und lade zur Hochzeit auf den Freitag. Den Martin zum Marischall, die Anna zur Brautjungfer und die übrigen alle zum Abende (Abendbrote), wer einen Löffel und eine Gabel aufheben und einen Krug Malt ausstrinken kann. Wenn wir werden reisen aus des Hochzeitsvaters Hause ins Haus Gottes, aus dem Gotteshaus in des Königs bunten Krug (Gasthaus); dort werden wir tanzen und froh leben, jeder für seinen Großen. Aber beim Zurückkehren in des Hochzeitsvaters Hause finden wir weiße Fische, bunte Krüge, umflochten, verzieren und mit Malt gefüllt. Dort finden wir Gefochtes und Gebratenes, Essen und Trinken: für unsere Pferde Bräuen von Eichen, Kruppen von Eichen mit Safer angefüllt. Nicht weit bin ich gereist, nicht viel habe ich gelernt; wenn ich werde weiter reisen, werde ich auch mehr erlernen. Für mich jungen Platzmeister ein Hemde; wenn nicht ein Hemde, dann ein Handtuch, wenn nicht ein Handtuch, dann ein Paar Beinkleider; wenn nicht ein Paar Beinkleider, dann ein Hosenband, wenn nicht ein Hosenband, dann ein junges Mädchen, wenn nicht ein junges Mädchen, dann ein grünes Blümchen an den Hut. Mit Gott, meine lieben Freunde!“ E. K.



Wie man praktische Weihnachtsgaben originell verpackt. Die praktischen Weihnachtsgaben, die für viele Leute die erwünschtesten und brauchbarsten sind, wirken fast immer nichtern und besitzen keinen festlichen Anstrich. Ihnen einen solchen durch ein anmutiges Gewand aus buntem Seiden- oder Krepppapier zu geben und sie mit ein paar Tannenzweigen und Blumen aufzuputzen, macht wenig Mühe und dabei einen ganz anderen Effekt. So kann man Blechbüchsen mit Malt, Tee oder Kaffee als Anallbonbon oder kleines Plaidpalet verkleiden. Ebenso Nollschinken, Spargelbüchsen uho. Für kleinere Konservenbüchsen, Fleischextraktbüchsen uho., die man gern Hausfrauen oder Junggefallen schenkt, wirkt es ganz allerliebst, wenn man sie als Glückspilze verkleidet. Die Herstellung ist sehr einfach. Man umhüllt die Büchsen zuerst mit gelblichgrünem Seiden- oder Krepppapier, welches die Stiele der Pilze markiert, und setzt ihnen dann ein Köpfchen auf, das man aus hochrotem Krepppapier mit etwas Watte- einlage ganz leicht zu der Form eines Fiegenpilzköpfes zurechtbiegen und

wölben kann. Am nettesten sieht es aus, wenn man für die Pilzköpfe verschiedene Formen bildet, z. B. rund gewölbte, ovale oder runde flache becherförmige, wie sie Mutter Natur als Vorbild im Walde liefert. Bei den flachköpfigen Pilzen wieh der Rand teils ausgefranst, teils unregelmäßig eingerissen. Dann taucht man einen recht spizen Tuschpinsel in weiße Emailfarbe und betupft damit ganz leicht die roten Pilzköpfe. Die fertigen Glückspilze werden dann recht zwinglos in ein mit Moos ausgepolstertes Spankörbchen oder in eine kleine Obstschlange aus Korbgeflecht eingeseht, die man noch recht zierlich mit kleinen Tannenzweigen und Christrosen, Stechpalmenzweigen uho. garniert. Ein paar farbige Bandschleifen, ein Schild oder Fähnchen mit der Aufschrift „Fröhliche Weihnachten“ beleben diese anmutige Weihnachtsgabe, die dem Empfangenden gewiß doppelte Freude durch die damit verbundene „Hondarbeit“ und das Partgefühl, die prosaischen Dinge in poetischer Form zu spenden, macht. Auch bei Postpaketen sollte man alle Nüchternheit vermeiden. Man schlägt die Kistchen oder Kartons mit hellgrünem Seidenpapier aus, umhülle die einzelnen Päckchen uho. ebenfalls mit Seidenpapier, verschnüre sie mit bunten Seidenbändchen oder Samettasaden, bringe, wo immer es angeht, ein Tannenzweiglein, einen Stechpalmen- oder Mistelzweig oder kleine Glücksschweinchen aus Marzipan oder Schokolade, Glückstee uho. an. Die Lücken zwischen den Paketen fülle man mit kleinen, rotwangigen Äpfeln und vergoldeten Nüssen aus. Ein solches Paket vermag Weihnachtstimmung ins Haus zu bringen und Lichtstrahlen zu werfen in einsame, verbitterte Herzen, die oft durch die gutgemeinten Gaben, erscheinen sie nur im Alltagsgewand, nur noch verbitterter werden, während die kleine Mühe des Ausschmückens des Weihnachtspaketes auch die bescheidenste Gabe verklärt. M. K.

Buttergebäck, Lieblings- tuden.

1 Pfund Weizenmehl, 1/2 Pfund Kartoffelmehl, 1/2 Pfund feiner Zucker, 3/4 Pfund Butter, 2 Eigelb, 1 Eßlöffel süße Sahne, etwas Vanille verarbeitet man gut zu einem ge-

schmeidigen Teig. Davon seht man Plättchen auf ein Blech, das etwas mit Mehl bestäubt ist, und bädt alsdann die Kuchen bei gelinder Hitze.

Schweizerbägen. 1 Pfund Zucker wird mit 4 Eiern eine halbe Stunde lang gerührt. 1/2 Pfund gewürfelte Mandeln, die vorher mit Zucker braun geröstet werden, 1/4 Pfund Zitronat und Pomeranzenschale, die Schale einer halben Zitrone klein geschnitten, 10 g gestoßener Zimt, 1/2 Pfund Mehl werden dazu gemengt. Man sticht von diesem Teig Bägen ab und bädt sie sofort auf einem gut mit Butter bestrichenen Blech.

Auflösung.

mar
der

Scherzrätsel.

Eine Stadt Italiens, wenn sie schwindet, bleibt — na, wer das wohl findet? W. Spangenberg.

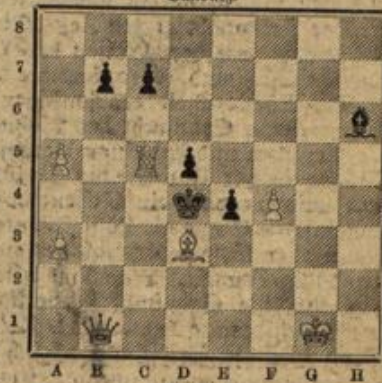
Tannenbaumrätsel.



Die mehrfeldrigen Querreihen geben:
1) Ein Element. 2) Eine Baumfrucht.
3) Südräute. 4) Einen Strauch. 5) Des-
gleichen. — Die mittlere senkrechte Reihe
gibt, von oben nach unten den Namen
einer Feldblume. Julius Fald.

Problem Nr. 143.

Von Vincenz Schiffer t.
8. Preis gestellt.
(11. Turnier Br. Ch. Mag. 63.)
Schwarz.



Weiß.
Matt in 3 Zügen

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Palindroma: Efe.
Des Bilderrätsels: Besser rund abschlagen, als lange hinhalten.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.